

Josephus selbst zu denken sei oder an einen seiner Stammesgenossen. Berendts entscheidet sich für Josephus,¹⁾ Seeberg für einen jüdischen Interpolator aus der Wende des ersten christlichen Jahrhunderts.²⁾ Das Problem harret noch der endgültigen Lösung.

Wie immer die Sache sich verhalten mag, es darf heute nicht mehr daran gerüttelt werden, daß der berühmte jüdische Geschichtsschreiber Josephus Flavius entweder in seinen beiden Hauptwerken oder dann doch in einem derselben, in den „Jüdischen Altertümern“, von Jesus geschrieben hat. Bei all seiner Voreingenommenheit gegen das Christentum kann er nicht umhin, mit Bewunderung und Staunen zu dem Manne von Nazareth aufzublicken. Wohl glaubte er nicht an Jesus. Daß Jesus der Messias sei und daß in ihm die messianische Prophetie des Alten Bundes sich erfüllt habe, hat er jedenfalls auch nicht bezeugt. Aber daß die Erscheinung Jesu einen übermenschlichen Eindruck machte; daß er ein Lehrer tiefster Weisheit und ein Vollbringer wunderbarer Taten war und eben deshalb die aufrichtigen Wahrheitsucher unwiderstehlich an sich fesselte — bekennt Josephus vor den jüdischen und heidnischen Zeitgenossen.

Papst Pius VII. und Napoleon I.

Ein Erinnerungsblatt an das Jahr 1814.

Von Dr. Josef Höller C. SS. R., Mautern (Steiermark).

Es ist der 24. Mai 1814. — Das ewige Rom erlebte einen Freudentag, wie er in den Annalen der Papstgeschichte nur selten zu verzeichnen war. Unter dem feurigen, nicht endenwollenden Jubelruf des Volkes hie't Papst Pius VII., der schmergeprüfte Greis, seinen Einzug in die Hauptstadt der Christenheit. Am Ponte Molle — dort, wo vor mehr als 1500 Jahren das heilige Kreuz, das Zeichen der blutigen Erlösung, den ewig denkwürdigen Sieg über die heidnische Barbarei erkocht — fand die feierliche Begrüßung des Papst-Königs statt. Eine Deputation aus Prälaten und weltlichen Herren brachte dem Statthalter Christi ihre Huldigung dar. Die Begeisterung stieg so hoch, daß man die Pferde des päpstlichen Wagens ausspannte. An ihrer statt ergriffen 24 Jünglinge aus den vornehmsten Familien Roms die festlich geschmückte Kutsche und zogen sie unter dem Frohlocken der Bevölkerung durch die Porta del Popolo nach St. Peter und von da nach dem Quirinal, dem päpstlichen Palaste. Es war ein Triumphzug, wie ihn Rom vielleicht

¹⁾ Berendts a. a. D. 28—79. — ²⁾ Seeberg a. a. D. 65 f. Die Gründe für diese frühe Datierung der Interpolation s. bei Seeberg 57 und Berendts 15—28. Auch Johann Frey, Der slavische Josephusbericht über die urchristliche Geschichte (1908), hält die Interpolation für sehr alt und mißt ihr ansehnliche Bedeutung zu.

noch nie geschaut. Der Jubel des römischen Volkes, in den die Begeisterung des ganzen katholischen Erdkreises einstimmte, kannte keine Grenzen mehr. Viele der Zuschauer indes konnten in die Freudenrufe nicht einstimmen, da Freudentränen und die innere, mächtige Erregung sie hinderten, auch nur ein Wort hervorzubringen. Neben dem Heiligen Vater saß im Wagen Kardinal Pacco, der treue Freund und wackere Leidensgenosse des Papstes, der seit einer Reihe von Jahren alle Kreuze und Leiden seines Herrn redlich geteilt hatte.

Der 24. Mai 1814 bezeugte aufs neue das wunderbare Walten der göttlichen Vorsehung über der heiligen Kirche und deren Oberhaupt.

Wenden wir nunmehr unsere Blicke vom Triumphzuge Pius' VII. nach der Insel Elba. Genau drei Wochen zuvor ging ein Schiff auf der Rhede von Porto Ferrajo vor Anker. Es trug Napoleon. Welche Schicksalswendung! Der Despot, der mit einem Länderkomplex, reichend von der Ostsee bis an die Grenzen Spaniens und von der Nordsee bis nach Aegypten, nicht zufrieden gewesen war, ist nunmehr auf ein winziges Inselreich beschränkt. Er, der nichts weniger als die Gründung einer Universalmonarchie in denkbar größter Ausdehnung erstrebte, er, der sich bereits als Alleinherrscher von fast ganz Europa träumte, er, der Königsthronen zertrümmerte und Königskronen nach Guldünken verschenkte, kann nur ein Inselchen von etwas mehr als 200 Quadratkilometer sein eigen nennen. Wohl führt er den Titel: „Kaiser und Souverän der Insel Elba.“ Denn so war es bestimmt im Vertrage von Fontainebleau. Aber klingt dieser Titel nicht eher wie eine Ironie? Ein Napoleon, der gewohnt war, über Millionen zu herrschen, ein Napoleon, der, begünstigt durch ein fabelhaftes Glück, sich ein Reich geschaffen, das in seiner Ausdehnung nicht ganz unähnlich gewesen dem mächtigen Weltreiche der Römer — zählt einige Tausend Untertanen.

Was hatte sich nicht alles in einem Zeitraume von wenigen Jahren abgespielt! Wie schnell doch wandte sich das Blatt! Wie mußte der Tyrann so bald und so bitter es büßen, daß er es gewagt, seine habgierigen Finger nach dem geheiligten Erbe des Apostelfürsten auszustrecken und selbst ruchlose Hand anzulegen an den Gesalbten des Herrn, den Stellvertreter Jesu Christi. Wohl wenige gekrönte Häupter versündigten sich so schwer an der heiligen Kirche, der Braut Christi, und am Papstthume wie Napoleon. Hatte er doch in unsagbarer Verblendung Verbrechen auf Verbrechen gehäuft. Wahrlich, Gottes Mühlen mahlen sicher. Jetzt auf der Insel Elba und später auf St. Helena, dem einsamen Eilande im Atlantischen Ozean, fand der gewaltige und gewalttätige Erbkaiser Zeit genug, alle seine satirlegischen Missetaten zu überdenken. Es waren vor allem drei: Die Aufhebung des Kirchenstaates, die Gefangennahme des Papstes und die Erpressung der Sanction der sogenannten Präliminarartikel.

Es lohnt sich der Mühe, gelegentlich der Jubiläumsfeier aus Anlaß der glücklichen Rückkehr Pius' VII. nach Rom Napoleons Kampf gegen Kirche und Papsttum mit wenigen Strichen zu zeichnen.

Der 17. Mai 1809.

Napoleon weilte in den Brunnengemächern des kaiserlichen Lustschlosses zu Schönbrunn. Dasselbst erklärte der blutbefleckte Erbe der französischen Revolution das Eigentum des heiligen Petrus, den gottgewollten Kirchenstaat, für aufgehoben und dem französischen Kaiserreiche einverleibt. Und welches war die Motivierung dieser Gewalttat, die in der Weltgeschichte fast beispiellos dasteht? Ein Despot ist nie um eine Lüge verlegen, wenn es gilt, einen Akt selbst der empörendsten Ungerechtigkeit zu beschönigen. Vernehmen wir einige Sätze aus jenem famosen Machwerke, dem kaiserlichen Dekrete vom 17. Mai 1809, womit der Räuber des Kirchengutes seine nichtswürdige Politik, seine sakrilegische Maßregel rechtfertigen wollte.

„Als Karl der Große die Päpste zu weltlichen Fürsten machte, sollten sie nach seiner Absicht Vasallen des Reiches sein; heutzutage aber sind sie weit davon entfernt, sich für Vasallen des Reiches zu halten, sie wollen nicht einmal zum Reiche gehören; in seinem Edelmut gegen die Päpste hatte Karl der Große nur das Wohl der Christenheit bezweckt — und heute beabsichtigen sie, sich mit den Protestanten und den Feinden des Christentums zu verbinden . . . Um diesen, dem Wohl der Religion und des Reiches so schädlichen und feindseligen Streitigkeiten ein rasches Ende zu machen, hatten Seine Majestät: nur das eine Mittel, die Schenkung Karls des Großen zu widerrufen . . . Der Vorteil der Religion und der Völker Frankreichs, Deutschlands, Italiens gebieten Seiner Majestät, dieser lächerlichen weltlichen Macht und den Uebertreibungen der Gregore ein Ziel zu stecken — die da behaupteten, sie herrschten über die Könige, sie hätten die Kronen zu verleihen und die Angelegenheiten des Himmels wie der Erde zu leiten. Daß in Abwesenheit der Konzilien die Päpste die Leitung der Kirche haben, solange sie nicht die Freiheiten der gallikanischen Kirche antasten, mag dahingehen; aber sie sollen sich nicht um Armeen kümmern, noch um die Polizei der Staaten. Sind sie die Nachfolger Christi, so können sie keine andere Macht ausüben als die sie von ihm haben; denn sein Reich war nicht von dieser Welt.“¹⁾

Wer die Geschichte des Kirchenstaates kennt, weiß, wie unrichtig die Behauptung ist: Die Päpste verdankten die Gründung des Kirchenstaates einer Schenkung Karls des Großen. Allein dem Kaiser war es nur darum zu tun, den Raub des Erbgutes Petri in den Augen seiner Untertanen zu legalisieren.

¹⁾ Dr Joh. v. Weiß, Lehrbuch der Weltgeschichte. Graz 1898, X. Bd., 2. Hälfte S. 205 f.

Die Lammesgeduld des sanftesten Pius' VII. mußte nunmehr vor der strengen Pflicht des höchsten Richters hier auf Erden zurücksinken. Es war hohe Zeit, daß der Nachfolger des Apostelfürsten von jener Strafgewalt Gebrauch machte, die Gottes Sohn selbst in seine Hände gelegt. So wurde denn am 10. Juni 1809 die Bannbulle „Cum memoranda“ gegen „die Räuber des Patrimoniums Petri, ihre Auftraggeber, Gönner, Berater und Vollstrecker“ an den drei Hauptkirchen Roms, St. Peter, Santa Maria Maggiore und San Giovanni, angeschlagen. Geben wir das Wort dem tiefgekränkten Vater der Christenheit und wir werden uns völlig davon überzeugen, wie gerecht die Straffentz des Stellvertreters Christi war:

„Wir haben kein besonderes Wohlgefallen an Reichtum und Macht. Wir verteidigen nur gemäß Unserer Pflicht das Erbe und die Rechte des Apostolischen Stuhles und ließen daher schon am 2. Februar 1808 durch Unseren Kardinal-Staatssekretär gegen die Gewalttat der Besetzung Roms feierlichen Protest einlegen. Deshalb wurden Wir aber nur um so grausamer verfolgt. Während Wir in Unserem Palaste wie in einem Gefängnisse bewacht wurden, verging fast kein Tag ohne eine neue Beleidigung. Man vereinigte die päpstlichen Truppen mit den französischen und sperrte Unsere Leibgarden, Personen von Adel und Verdienst, in die Engelsburg. Die Briefpost und die Druckerei der Apostolischen Kammer wurden der militärischen Gewalt unterworfen . . . Man ließ Verleumdungen gegen Uns in Rom drucken und versandte sie in alle Länder. Unsere Erlässe wurden heruntergerissen und mit Füßen getreten. Unsere Beamten mißhandelt und in fremde Länder verwiesen. Die Akten und Papiere Unseres Archives wurden untersucht, drei Unserer Minister gewaltsam Uns genommen, der größte Teil der Kardinäle, Unsere Mitarbeiter, mit Militärgewalt deportiert . . . Wir würden zwar gern die Rute schonen, welche zur Besserung und Bestrafung der Sünder Uns in der Person des heiligen Petrus übergeben ist. Allein die Zeit der Langmut hat ein Ende gefunden. Es ist keine Hoffnung mehr vorhanden, daß die Urheber dieser Attentate sich mit der Kirche ausöhnen. Denn sie antworten auf alle Bitten und Ermahnungen nur mit neuen Kränkungen. Ihr Plan ist kein anderer, als die Kirche ganz zu unterjochen, um sie sodann vollständig zerstören zu können. Wollen wir nicht den Vorwurf hören, daß Wir die Kirche schimpflich im Stiche lassen, so müssen Wir zum äußersten Mittel greifen, solange wir noch imstande sind, es anzuwenden, und müssen das Beispiel heiliger und gelehrter Päpste in ihrem Verfahren gegen Fürsten von solcher Hartnäckigkeit nachahmen. Daher erklären Wir die Frevler am Rechte und an der Freiheit der Kirche in den Bann, sprechen über sie das Anathem aus und erklären, daß niemand sie außer Uns selbst von den Kirchenstrafen lösen könne, bevor sie nicht öffentlich ihre Freveltat widerrufen und dafür Genug-

tung geleistet haben. Da Wir aber im Namen desjenigen handeln, der nie vergißt, barmherzig zu sein, so verbieten Wir Unseren Untertanen, denen, welche Unsere Strafe trifft, irgend einen Schaden zuzufügen. Denn Wir wollen nur ihre Bekehrung.“¹⁾

Während alle Gewalthaber Europas samt ihren Millionen Untergebenen lautlos vor dem unbarmherzigsten Menschen im Staube auf den Knien lagen und es nicht wagten, auch nur mit einem Sterbenswörtlein dem unersättlichen Korben seine Ungerechtigkeit vor Augen zu halten, führte ein schwacher, hinfälliger Greis in dem einfachen Mönchshabit gegen einen der brutalsten Herrscher, die es je gegeben, einen geradezu vernichtenden Schlag.

Die Nacht vom 5. auf den 6. Juli 1809.

Die Rache Napoleons ließ nicht lange auf sich warten. General Radet bekam den Auftrag, den Papst für den Fall seiner Weigerung, freiwillig auf den Kirchenstaat zu verzichten, aus Rom mit Gewalt fortzuschleppen. In der Nacht vom 5. auf den 6. Juli wurde der päpstliche Palast erstürmt. Die Tore schlug man mit Aexten ein, und eben wollte man auch die Türe des Audienzsaales mit einem Beile zertrümmern, als der Papst seiner Umgebung befahl, sie zu öffnen. Es geschah. Der Statthalter Christi, bekleidet mit der Mozetta, dem purpurfarbigen, seidenen Mantel und der priesterlichen Stola stand gegenüber dem General Radet und dessen Offizieren. Welch eine Szene! Nach einigen Minuten vollkommenen Schweigens faßte sich endlich Radet und sprach mit zitternder Stimme: „Ich habe einen widrigen und unangenehmen Auftrag. Allein da ich dem Kaiser den Schwur der Treue und des Gehorsams geleistet habe, so kann ich nicht umhin, denselben auszuführen. Ich muß also von seiten des Kaisers Eure Heiligkeit bekannt machen, daß Sie der weltlichen Herrschaft über Rom und den Kirchenstaat entsagen sollen — und, im Falle Eure Heiligkeit dies zu tun sich weigern, so habe ich den Befehl, Sie zum General Miollis zu begleiten, der Eure Heiligkeit den Ort der Bestimmung angeben wird.“ In majestätischer Hoheit, voll Würde und Ruhe antwortete der Hohepriester mit fester Stimme dem leichenblassen General: „Herr General haben geglaubt, die Befehle des Kaisers wegen des geleisteten Eides der Treue und des Gehorsams ausführen zu müssen. Bedenken Sie aber, wie Wir die Rechte des Heiligen Stuhles aufrecht halten müssen, da Wir Uns dazu durch so viele Eide verpflichtet haben. Wir können nicht auf etwas verzichten, das Uns nicht gehört. Die weltliche Herrschaft ist Eigentum der römischen Kirche und Wir sind nur Verwalter anvertrauten Gutes. Der Kaiser kann Uns wohl in Stücke hauen lassen, aber das, was er jetzt von Uns verlangt, wird er nie erreichen.“²⁾

¹⁾ Pacca, *Memorie storiche*. Pesaro 1830, I. 94 ff. — ²⁾ Ariand, *Geschichte des Papstes Pius VII.* (deutsche Uebersetzung). Wien 1838, II. Bd. 1. Teil S. 240 f.

Noch in derselben Nacht wurde Pius VII. zur Porta Pia hinausgeführt, sodann über Siena, Florenz, Grenoble, Valence nach Avignon gebracht und schließlich zu einer dreijährigen Gefangenschaft zu Savona in Oberitalien verurteilt. Wie hart und grausam die Kerkerhaft des höchsten Souveräns auf Erden, des Oberhauptes so vieler Millionen Katholiken war, ersehen wir aus einer Ordonnanz Napoleons unter dem 14. Januar 1811 an den Fürsten Borghese, dem die Bewachung des hohen Gefangenen anvertraut war: „Nach Befehlen, die von Seiner kaiserlichen und königlichen Majestät ausgingen, ist der Unterzeichnete beauftragt, dem Papste ämtlich anzuzeigen, daß ihm hiemit verboten wird, mit irgend einer Kirche des Kaiserreiches und mit irgend einem Untertan des Kaisers zu verkehren und dies bei Strafe des Ungehorsams von seiner Seite und von seiten der anderen. Er soll wissen, daß er aufgehört hat, das Organ der katholischen Kirche zu sein, er, der Rebellion predigt. Und weil den schwarzgalligen Greis nichts klug machen kann, so wird er sehen, daß Seine Majestät mächtig genug ist, das zu tun, was ihre Vorgänger getan haben — einen Papst abzusetzen.... Man lasse dem Papste weder Papier, noch Feder, noch Tinte, noch sonst irgend etwas zum Schreiben.“¹⁾

Damals war die Freiheit des Apostolischen Stuhles gänzlich aufgehoben. Kein Schriftstück aus der Feder des Papstes blieb vor Napoleon sicher. Während der Hohepriester die heilige Messe feierte, wurden auf Befehl des Kaisers die päpstlichen Gemächer samt den Läden durchstöbert.

Im Juni 1812 mußte Pius VII., obwohl sehr leidend, die Reise von Savona nach Fontainebleau in Frankreich antreten. Auf dem Mont Cenis erkrankte der Papst so schwer, daß er am 14. Juni die Sterbesakramente empfing. Gleichwohl durfte die höchst beschwerliche Reise nicht unterbrochen werden. Napoleon hatte in seiner unerhörten Rücksichtslosigkeit dem schwer erkrankten Greise auch noch den Trost genommen, den sein Herz bisher in der regen Teilnahme und in dem warmen Mitgeföhle seiner Kinder gefunden. So oft man des Papstes auf seinen Reisen ansichtig wurde, strömte das gläubige Volk in Scharen herbei, um ihn zu begrüßen und aus seiner Vaterhand den Segen zu empfangen. Man lief weite Strecken neben den Wagen her und warf Kränze hinein. Selbst Mädchen und Frauen achteten nicht auf die Gefahr, unter die Pferde oder die Räder zu kommen, wenn sie nur dem Statthalter Christi die hochgeweihten Hände küssen und ihm Blumen überreichen konnten. Die Soldaten waren außerstande, die Menge des Volkes zurückzuhalten, die zum Wagen drängte. Die ganze Reise des Gefangenen glich bisher einem Triumphzuge. Nun nahm der Tyrann dem Papste auch noch diesen Trost. Pius VII. mußte die päpstliche Kleidung ablegen und ganz infognito die Reise nach Fontainebleau fortsetzen.

¹⁾ Zeitschrift für katholische Theologie, Band 23, S. 540.

Der Unglücksabend des 25. Januar 1813.

Fontainebleau, das altherwürdige, mit orientalischem Prunk und feenartiger Pracht ausgestattete, in einer idyllischen Waldeseinsamkeit gelegene kaiserliche Lustschloß — war seit dem 19. Juni 1812 zum Kerker geworden für Pius VII. In seiner Umgebung befanden sich fast ausschließlich die sogenannten roten Kardinäle, d. h. jene Kardinäle, denen Napoleon den Purpur zu tragen gestattete, weil sie seiner widerrechtlichen Eheschließung mit Erzherzogin Maria Louise nicht entgegentraten. Die sogenannten schwarzen Kardinäle indes durften nach einer Weisung des brutalen Kaisers mit dem Oberhaupte der Kirche nicht verkehren. Da plötzlich am 19. Januar 1813 stürzte Napoleon in das Gemach des Papstes, umarmte ihn, nannte ihn zärtlich seinen Vater und überbot sich förmlich in Erweisen von Schmeicheleien aller Art gegenüber jenem Manne, den er seit vier Jahren als seinen Todfeind und Gefangenen auf unerhörte Weise mißhandelte. Pius VII., der des Kaisers Verschlagenheit und Abgefektheit schon lange kannte, ahnte nichts Gutes. Warum ist der grimmige Wolf zum Lamm geworden? Was wollte der Kaiser? Ausföhnung mit der Kirche? Lösung von den Fesseln des Bannes? Oder wollte er sonst ein Zugeständnis vom wehrlosen Papste erpressen? Ja, das war es, was der Tyrann wollte.

Mit dem 20. Januar begannen die Verhandlungen, die bis zum Unglückstage des 25. Januar währten. Durch sechs Tage quälte der rücksichtsloseste Mensch sein armes Opfer — den 71jährigen Greis, der noch dazu durch eine schmerzliche Krankheit geschwächt war. Manche von den Forderungen, die der Korse in seiner Unverschämtheit stellte, müssen geradezu unsinnig genannt werden.

a) Daß der Papst und seine Nachfolger vor Uebernahme ihrer Würde das Versprechen geben, weder etwas anzuordnen, noch selbst zu tun, was den sogenannten vier gallikanischen Artikeln zuwiderlaufe. (Bekanntlich behaupteten die berücktigten gallikanischen Artikel vom Jahre 1682 die Oberhoheit der Konzilien über den Papst und beschränkten sogar die Macht des Papstes in Entscheidung von Glaubensfragen.)

b) Daß vom Papste und von seinen Nachfolgern nur ein Drittel des Kardinalkollegiums ernannt werden dürfe und die zwei anderen Dritteile von den katholischen Fürsten freiert werden.

c) Daß der Papst in einem öffentlichen Breve das Verhalten der sogenannten schwarzen Kardinäle bei der Eheschließung Napoleons mit der österreichischen Erzherzogin mißbillige.

Endlich suchte der Kaiser den Papst zu bewegen, seine Residenz von Rom nach Paris oder in eine andere französische Stadt zu verlegen.

Die Schmeichelzunge des sonst so gefühllosen Egoisten erschöpfte sich geradezu in Beteuerungen: Er, der Kaiser, schon fast der einzige Monarch Europas, sei der Sohn katholischer Eltern; er schätze und liebe seine Religion; wenn der Papst mit ihm in Freundschaft lebe,

was könnte nicht alles zu Gunsten der wahren Religion geschehen! In den überseeischen Ländern würde der Katholizismus Millionen von Anhängern gewinnen! Wahrlich verlockende Worte eines Mannes, zu dessen Füßen schon beinahe ganz Europa lag!

Doch Pius VII. blieb standhaft. Würdevoll erinnerte er den Versuchter an den heiligen Eid, den er am Tage seiner Krönung geschworen, die Rechte des Apostolischen Stuhles und der heiligen Kirche unverfehrt zu bewahren.

Am Abende des 25. Januar machte Napoleon einen letzten Angriff auf den Papst. In Begleitung der sogenannten roten Kardinäle betrat der Kaiser das päpstliche Gemach und verlangte rundweg vom Oberhaupte der Kirche die Unterzeichnung eines mitgebrachten Aktenstückes. Es seien nur elf Präliminarien, Entwürfe zu einem künftigen Konkordate. Das Nähere könne später noch besprochen werden. Napoleon bot nunmehr den ganzen Zauber seiner hinreißenden Beredsamkeit auf. Zu gleicher Zeit drängten die Kardinäle zur Unterschrift. Nach langem Sträuben nahm endlich der bis zur vollen Erschöpfung gehezte Greis die Feder und unterzeichnete das unheilvolle Blatt. Es waren die elf berücktigten Präliminarartikel des sogenannten Konkordates von Fontainebleau.

„Durch diese Artikel verzichtete der Papst auf seine weltlichen und einen wichtigen Teil seiner geistlichen Rechte. Er wurde zum Untertan des französischen Herrschers mit einer von diesem bestimmten Dotation. Das Papsttum sollte ein französisches Nationalinstitut werden und die traurigen Tage des avignonischen Exils der Päpste wiederkehren. Die Kirche war infolge der Institutionsart der Bischöfe der augenscheinlichen Gefahr eines Schismas preisgegeben.“¹⁾

„Was niemals,“ bemerkt der protestantische Historiker Leopold von Ranke, „ein früherer katholischer Fürst auch nur ernstlich in Absicht zu fassen gewagt hatte, war hiemit dem Autokraten der Revolution wirklich gelungen. Der Papst willigte ein, sich dem französischen Reiche zu unterwerfen.“²⁾

Um seiner bodenlosen Gemeinheit und Niedertracht gleichsam die Krone aufzusetzen, sagte Napoleon spöttisch, nachdem er das unterzeichnete Blatt mit einem zufriedenen Lächeln entgegengenommen, der Papst möge jetzt beichten gehen. Zugleich ließ der Kaiser in seiner Rücksichtslosigkeit die Präliminarartikel bereits als vollendetes Konkordat in seinen Staaten verkünden.

Wohl brachte Pius VII. am 24. März das schwere Opfer der Demut und Selbstverleugnung, indem er in einem eigenen Schreiben an den Kaiser offen gestand, daß er am 25. Januar gegen seine Pflicht als Papst sich verfehlt habe und deshalb in Betreff der damals ge-

¹⁾ Dr. Aug. Jos. Nürnberger, Papsttum und Kirchenstaat. Mainz 1897, Bd. 1, S. 97. — ²⁾ Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten. Leipzig 1874, Bd. 3, 6. Aufl., S. 153.

gebenen Unterschrift einen feierlichen Widerruf leistete. Doch Napoleon kümmerte sich nicht darum. Er sollte erst durch außerordentliche Strafgerichte daran erinnert werden, daß es einen gerechten Gott im Himmel gibt.

„Ich sah den Gottlosen sich im stolzen Uebermuth erheben wie die Zeder des Libanon und ich ging vorüber und siehe — er war nicht mehr“ (Ps XXXVI, 35—36).

Vom Gottesgerichte, das 1812 auf den russischen Eisfeldern den größten Theil der kaiserlichen Armee von 600.000 Mann vernichtete, wollen wir nicht sprechen. Ebenjowenig soll die Rede davon sein, wie die dreitägige Riesenschlacht auf der blutgetränkten, mit unzähligen Leichenhügeln besäeten Walsstatt von Leipzig den Anfang des endlichen Unterganges des stolzen Eroberers herbeiführte. Nur die Abrechnung, die der gerechte Gott in Fontainebleau mit Napoleon hielt, möge in Kürze erzählt werden.

Die Prunkgemächer von Fontainebleau, in denen der höchste Souverän auf Erden den Reiz der tiefsten Verdemütigungen bis auf die Hefe leeren mußte, verließ der Papst am 22. Januar 1814, um auf Befehl des Kaisers aufs neue in Savona seine Kerkerwohnung zu beziehen.

Seit dem 30. März erblicken wir im kaiserlichen Lustschlosse eine Gestalt, die sich in fieberhafter Aufregung befindet und vergebens Ruhe sucht. Es ist Napoleon — der besiegte Kaiser. Er ahnte, ja er fühlte es, daß die Tage seiner Herrschaft gezählt seien. Qualvolle, entsetzliche Stunden und Tage verlebte nunmehr der gestürzte Titane inmitten eines zauberhaften Luxus, der ihn von allen Seiten umgab und ihn an die Vergänglichkeit aller irdischen Größe mahnte. Wie mochte dem Weltherrscher zu Mute sein? Die schreckliche Ungewißheit über das Loß, das die verbündeten Mächte über ihn und seine Familie verhängen werden, zehrte an seinem Lebensmarke. Die Tage vom 30. März bis zum 11. April waren wohl die schmerzlichsten seines Lebens. Er, der zum Herrscher geboren war, wie kaum ein zweiter, er, der es für ein Ding der Unmöglichkeit ansah, irgend jemandes Untertan zu sein, er, der es nie gelernt, den Willen eines anderen zu tun, mußte sich mit dem Gedanken an seine Entthronung abfinden. Das Schreckgespenst seiner Deposition verfolgte ihn Tag und Nacht und folterte ihn mit unaussprechlichen Qualen. Sein unsagbarer Stolz bäumte sich dagegen. Was Wunder, wenn Napoleon daran dachte, seinem unglücklichen Leben ein rasches Ende zu bereiten. Für ihn selbst, der einstens das häßliche Wort gesprochen: „Was kümmert mich eine Million Menschenleben“, war das Leben wertlos geworden und er sah im Tode nur den Erlöser aus den Banden eines unerträglichen Daseins. Doch der Selbstmordversuch mißlingt. Napoleon bleibt am Leben und sieht sich genötigt, das schwere Opfer freiwilliger Resignation zu bringen. Am 11. April unterzeichnete er das von den Verbündeten entworfene Aktenstück

seiner Abdankungsurkunde: „Kaiser Napoleon erklärt, seinem Eidschwure gemäß, daß er für sich und seine Nachkommen auf den Thron von Frankreich und Italien verzichte.“

Die feierliche Verzichtleistung auf den Thron geschah in demselben Schlosse — es soll sogar dasselbe Gemach gewesen sein —, wo das Jahr zuvor Napoleon in unerhörter Brutalität den Papst gezwungen hatte, das unheilvolle Schriftstück zu unterschreiben, das den Verzicht auf den Kirchenstaat aussprach. War dies Zufall?

Achtzehn Jahre später, am 22. Juli 1832, hauchte im kaiserlichen Schlosse zu Schönbrunn ein Jüngling im Alter von 22 Jahren seine Seele aus. Es war Napoleon Franz Josef Karl — das einzige Kind Napoleons I. Der Vater hatte seinem Sohn schon in der Wiege den stolzen Titel „König von Rom“ besichert. Und dieser „König von Rom“ stirbt in demselben Schlosse — es soll sogar dasselbe Gemach gewesen sein —, wo Napoleon am 17. Mai 1809 die Aufhebung des Kirchenstaates dekretierte. War dies Zufall?

Am 15. Oktober 1815 landete der Exkaiser auf St. Helena, dem felsigen Eilande im südlichen Atlantischen Ozean — am Tore seines lebenslänglichen Kerkers. Nach seinem Tode fand man in seinem Schlafzimmer die Worte: „Ein zweiter Prometheus, bin ich an diesen Felsen geschnitten, während ein Geier meinen Leib zerfleischt.“

Napoleon selbst hatte ehemals, als er noch auf dem Gipfel des Glückes stand, das Wort gesprochen: „Es gibt eine Vorsehung.“ Gewiß! Und eben diese Vorsehung führte den schwergeprüften Papst am 24. Mai 1814 im Triumphe nach Rom und Napoleon, den Verächter göttlichen und menschlichen Rechtes, sieben Monate später in das Gefängnis auf St. Helena.

Pius VII. und Napoleon I.! Zwei Charaktere einzig in ihrer Art. Der Soldatenkaiser und Schlachtengewinner, ohne Zweifel groß als Feldherrnserie, vielleicht überhaupt der größte Kriegemeister aller Zeiten, der dem Kriegewesen ganz neue Bahnen wies, aber nicht minder groß oder vielmehr gewiß noch größer in seiner unbegreiflichen Niedertracht, unerhörten Brutalität und Rücksichtslosigkeit gegenüber einem wehrlosen Greise, in seiner unersättlichen Ländergier und bodenlosen Selbstsucht, in seinem unsagbaren Stolge.

Pius VII., der einfache, schlichte, demüthige Mönch im Benediktiner-Habit, groß, wahrhaft groß in seiner heldenmüthigen Gewissenhaftigkeit gegenüber den Lockungen und Schmeicheleien der schnöden Habsucht eines abgefeimten und durchtriebenen Diplomaten, aber noch weit größer durch sein stilles Dulden, nachdem seine edle Seele in ein Meer von Bitterkeit und Verdemüthigung versenkt worden. Doch schließlich wurde der hochmüthige Kaiser tief gedemüthigt, der demüthige Priestergeiz hoch gefeiert.